



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen

Haller, Johannes

Stuttgart [u.a.], 1930

die Unterwerfung Preußens

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77090](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77090)

die deutsche Division des Rheinbunds ergänzte in willkommener Weise die französische Armee und erlaubte es, die Menschenkräfte des eigenen Landes zu schonen.

Aber auch das genügte noch nicht. Es gab in Deutschland einen Staat, der noch unabhängig dastand und groß genug war, in Verbindung mit andern Mächten Frankreich gefährlich zu werden: Preußen.

Einen merkwürdigen Anblick bietet die Geschichte der preußisch-französischen Beziehungen in diesen Jahren. Man hat in Paris eine unverhohlene Achtung, ja Bewunderung für den Staat Friedrichs des Großen. Wie oft begegnet in den Reden der Nationalversammlung der Hinweis auf diesen König, wie manche Generäle des Revolutionsheeres hatten im Dienst unter seiner Fahne oder im Kriege gegen ihn sein Genie aus der Nähe kennengelernt! Einem Bündnis mit Preußen war die Stimmung entschieden günstig. So hatte man ja auch unter dem Königreich gedacht, und die Revolution, die Nationalversammlungen, der Konvent, der Wohlfahrtsausschuß sind in diesem Punkte den Überlieferungen der Monarchie treugeblieben. Mit merkwürdiger Zähigkeit haben sie daran festgehalten, in Preußen ihren natürlichen Bundesgenossen gegen Österreich zu sehen. Um es zu gewinnen, war man sogar bereit, es größer und stärker zu machen durch Zuwachs an Land im Osten und Einfluß in Deutschland, durch Erweiterung der Grenzen, vielleicht sogar durch Wiederherstellung Polens unter einem preußischen König. Mit solchen Absichten näherte man sich im Sommer 1798 dem preußischen Hof. Träger der Sendung war niemand anders als der ehemalige Abbé Sieyès. Die Aufnahme, die er fand, die Beobachtungen, die er machte, ließen ihn andern Sinnes werden. „Wenn man dieses Land in der Nähe sieht,“ so faßte er sein Urteil zusammen, „dieses Land, das die Franzosen so wenig kennen, so ist man erstaunt, daß es in Frankreich eine Partei für sich hat.“ Aber er drang nicht durch; in Paris blieb man bereit zum Bündnis, von dem Preußen nichts wissen wollte.

Auch Napoleon hat lange im Bann dieser Gedanken ge-

standen. Bei der Verteilung der Beute der Säkularisationen wurde Preußen auffallend begünstigt. Für die kleinen Gebietsstücke, die es links des Rheines aufgegeben hatte, bekam es mehr als zehnfachen Ersatz. Auch nachher noch hat Napoleon nicht aufgehört, Preußen zu umwerben. Er bot ihm Hannover, die Herrschaft über ganz Norddeutschland, sogar den Kaisertitel. Zum Scheine ist das sicher nicht geschehen. Es wäre sein größter Triumph gewesen, das Land des großen Königs in die Schar der französischen Vassallen einzureihen. Denn dies freilich war die unerläßliche Bedingung, darauf kam es ihm hauptsächlich an, Preußen so fest an sich zu ketten, daß die einzige Koalition, die er noch auf dem Festland zu fürchten hatte, Rußland, Österreich und Preußen, unmöglich wurde. Als das nicht gelang, seine Lockungen in Berlin nicht verfangen, dagegen die innere Schwäche, die Haltlosigkeit und zugleich die Unzuverlässigkeit der preußischen Regierung immer deutlicher hervortrat, da beschloß er die Vernichtung des unbequemen Nachbarn. Daß sie möglich sei, glaubte er zu erkennen. Der Tag von Jena und Auerstädt, noch mehr der klägliche Zusammenbruch von Heer und Staat nach der Niederlage bewiesen, daß er richtig gerechnet hatte, und der Sieg bei Friedland bestätigte das Ergebnis.

Jetzt war er Herr über ganz Deutschland. Wäre es auf ihn allein angekommen, er hätte Preußen verschwinden lassen. Die Rücksicht auf Rußland bewog ihn, dem König die Provinzen östlich der Elbe zu lassen. Auch dieses verstümmelte Preußen war durch Besatzungen und Tributzahlungen fest in seiner Hand, keines eigenen Willens mehr fähig, ein französischer Vassallenstaat nicht weniger als die Staaten des Rheinbunds, als das Königreich Westfalen, das Großherzogtum Berg, mit denen er Bruder, Schwager, Neffen ausstattete, die neugebackenen Apanagen des ebenso neugebackenen französischen Kaiserhauses. Hätte Napoleon alle deutschen Fürsten beseitigt und sich selbst zum deutschen Kaiser oder König erklärt, Deutschland wäre seinem Willen nicht vollständiger unterworfen gewesen, als es jetzt schon war. Von

dieser Stellung aus glaubte er wohl, den großen Kampf siegreich zu Ende führen zu können, zu dem alle deutschen Feldzüge ja nur Begleiterscheinung waren, den Kampf gegen England. Nicht ohne symbolische Bedeutung ist es, daß er das Edikt der Kontinentalsperre, das dem Festland von Europa den Handel mit England untersagte, aus Berlin datiert hat.

Man hat die Unterwerfung Deutschlands als einen ungeheuern Fehler getadelt, der sich nur aus dem gewaltsamen, immer auf Krieg und Schlachtensieg gerichteten persönlichen Temperament Napoleons erklären lasse. Kein Geringerer als Treitschke hat die französische Nation davon freigesprochen, in deren Sinn solche Ausschreitungen nicht gewesen seien. Das trifft schwerlich zu. Den Anteil, der an den Entschlüssen Napoleons seiner natürlichen Kriegslust, dem Soldatenblut zukommt, braucht man nicht zu verringern, so kann man seinen Gedanken die innere Konsequenz doch nicht absprechen. Wenn er England besiegen wollte, ohne es anzugreifen zu können — seit der Schlacht bei Trafalgar besaß Frankreich keine Kriegsflotte mehr —, so mußte er den Kontinent beherrschen, mußte er seine Küsten und Häfen in der Gewalt haben, um Englands Handel zu töten und seine Finanzkraft zu brechen. Darum konnte er Deutschland so wenig wie Italien und Spanien die Selbständigkeit lassen, darum mußten Hamburg und Lübeck ebenso wie Neapel und Barcelona französische Häfen sein. Aber selbst wenn es ihm nur um die Behauptung des linken Rheinufer zu tun war, mußte er Herr auch auf dem rechten sein. Er konnte sich da auf Turenne berufen, der bereits gesagt hatte: „Wer das linke Rheinufer behaupten will, muß auf das rechte hinübergehen.“ Das war zunächst militärisch-taktisch gemeint und ist in diesem Sinne unbestreitbare Wahrheit. Es ist aber in politischer Hinsicht nicht weniger richtig. Die vielgerühmte „natürliche“ Grenze war und ist eben keine wirkliche Grenze. Sie sei nur auf der Karte gut, hat Dumouriez selbst geurteilt, der sie ursprünglich verfochten hatte, aber durch Erfahrung eines Bessern belehrt war. Als Grenze kann der Stromlauf nur dienen, wenn ein Vorgelände auf dem